

FRONTIER

LEBEN UND LEBEN LASSEN

Vom Leben im Wilden Westen

Inhalt	Seite
Scatter-Familien auf den Weg in den Westen	1
Von Körperhygiene	2
Das Leben der Cowboys	3
Soldaten	4
Die Städte im Frontierland	5
Saloons und Bordelle	7
Das Leben der Indianer	8

Scatter-Familien auf den Weg in den Westen

Scatter ist der englische Begriff für „Besetzer“. In der Öffentlichkeit wächst allmählich das Interesse an den unerschlossenen Territorien Amerikas und manche Amerikaner und europastämmige Einwanderer träumen von einem eigenen Stück Land, auf dem sie ihr Haus errichten, Familie gründen und Land- und Viehwirtschaft betreiben können.



Mit dem Homestead Act von 1865 erhalten Siedler 65 Hektar kostenloses Land zugesprochen. Die Siedler werden offiziell zum Eigentümer, wenn sie fünf Jahre lang auf ihrem Grund gelebt haben. Diese Frist kann auf sechs verkürzt werden, wenn sie dafür 200 \$ zahlen. Und ein Siedler konnte bis dahin enteignet werden, wenn die Eisenbahn das Gebiet benötigt. Allerdings wird man dafür entschädigt.

Amerikaner aus dem Osten der USA und europastämmige Einwanderer wagen die beschwerliche Reise in den Westen Amerikas, in das Frontierland. Ihre Motive sind Abenteuerlust, der Traum von einem Stück Land, von Freiheit, sein eigener Herr sein zu können und die Aussicht auf Reichtum. Dazu kommt die Tatsache, dass es im Osten Amerikas immer weniger Arbeit gibt und die Grundstückspreise explodieren. Und in Europa wütet ein Krieg nach dem anderen und die religiöse Freiheit wird zunehmend eingeschränkt.

Aber das Pionierleben ist voller Entbehrungen. Vor allem für die Frauen. Sie waren es vielleicht zuvor gewohnt, von Hausangestellten bedient zu werden, jetzt müssen sie mitten in der Prärie waschen, kochen und Kinder gebären. Und sie übernehmen Aufgaben, die eigentlich Männern vorbehalten waren: Reiten, Wagen lenken, Vieh treiben. Manch eine Frau muss mitten während der Treck-Reise ein Kind gebären. Manche der Kinder bekommen dann Namen, die an den Ort ihrer Geburt erinnern.

Nach der Ankunft einer beschwerlichen Reise, beginnt dann erstmal die harte Arbeit. Ein Haus muss errichtet werden. Dazu muss man an Material kommen. In der fast baumlosen Prärie ist das nicht einfach. In nahegelegenen Städten musste man Holz einkaufen. Manchmal wird auch der Planwagen zum Haus umgebaut. Die Behausungen sind erst oft notdürftig und Wind und Wetter ausgesetzt. Und mitten in dieser Unbehaglichkeit muss die junge Familie ernährt werden. Zeitgleich muss das Feld für den Ackerbau vorbereitet werden und mögliche Wiesen für das Vieh.

In diesem Leben vertrauen die Familien auf Gottes Hilfe und Unterstützung. Zum täglichen Brot wird gebetet und sofern es irgendwo in der Nähe eine Kirche gibt, wird sonntags der Gottesdienst besucht. Alternativ hält der Hausherr den Gottesdienst in Form einer Andacht Zuhause. Die Kinder werden täglich in der Heiligen Schrift unterrichtet, die auch zum Lesenlernen bereitsteht. Wenn dann doch alles nicht funktionieren sollte, weil das Wetter das Haus umreist, das Vieh verendet, die Ernte einer Dürre zum Opfer fällt, die Frau eine Fehlgeburt erleidet oder ein Familienmitglied an einer Erkrankung stirbt, dann fügt sich die Familie dem Willen Gottes als eine Probe für die Glaubenden.

Um vielen Familien so ein Leid zu ersparen, machen sich die Männer auch alleine in den Westen auf und versuchen Haus und Land zunächst alleine vorzubereiten. Die Familie kommt dann nach. Und oft erleidet die Familie dann einen Schock, wenn sie auf die primitive Behausung trifft.

Das Leben in der Wildnis fordert von der ganzen Familie vollen Einsatz. Die Jungen und Männer arbeiten auf den Feldern und bei den Herden oder auch in den Minen, während die Frauen mit dem Haushalt beschäftigt sind. In der ersten Zeit kann sich eine Familie kaum was leisten. Alles wird selbst hergestellt, – Nahrungsmittel, Möbel, Seife, Kleidung. Freizeit gibt es kaum. Das Wasser wird aus einem Brunnen geschöpft oder gepumpt oder von einer nahegelegenen Wasserquelle geholt.

Der nächste Kontakt zu den Nachbarn ist oft einen Tagesritt weit entfernt. Die Einsamkeit ist für viele schwer zu ertragen. Die Familie ist nicht nur der Weite der Prärie ausgesetzt, sondern auch der Enge ihrer familiären Gemeinschaft. Und gelegentlich auch den Gefahren durch Indianer oder Räuber. Eine Schusswaffe ist darum ein nötiges Gut.

Die häufigste Todesursache für Pioniere sind nicht die Räuber, Indianer oder die häuslichen Unfälle, sondern die Krankheiten. 90 % der Menschen sterben an Krankheiten wie Ruhr, Pocken, Masern, Mumps, Grippe, Cholera und Skorbut. Vor allem die Cholera ist gefährlich. Sie verbreitet sich durch verseuchtes Wasser, das sich unter unhygienischen Bedingungen gut ausbreiten kann.

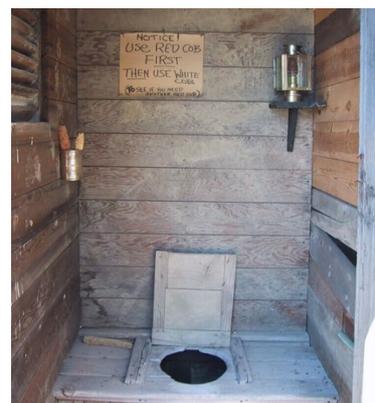


Das klassische Rollenbild von Frau und Mann ist konservativ. Eheleute siezen sich sogar noch häufig. Das Kind hat den Anweisungen seiner Eltern zu gehorchen, ebenso gehorcht auch die Frau dem Mann. Dafür wird der Frau viel Ehre erwiesen. Der Mann hält ihr die Tür auf, zieht seinen Hut vor ihr, spricht sie höflich an. Und wenn ein Mann stirbt, sorgt der Bruder des Mannes für das Wohl der Witwe. Evtl. heiratet er sie dann sogar. Das klassische Rollenbild kann aber gerade im Frontierland brechen. Nämlich dann, wenn eine Witwe für sich selbst sorgen muss, die Farm führen und sich auch verteidigen muss. Und gelegentlich gelingt es einer geschäftsfähigen Frau, sich in der männerdominierten Welt zu beweisen und Unternehmen zu führen.

Von Körperhygiene

Schmalz- und Laugenseife, Whisky und Rizinusöl, das sind die Mittel, mit denen man im 19. Jh. im Frontierland seine Haare pflegt. Und die Frauen locken ihre Haare mit Bleistifte auf. Die Seife, die man verwendet, wird aus tierischen Fett, Lauge und Wasser hergestellt und mit Kräutern versetzt.

Als Aborte werden Plumpsklos genutzt. Diese befinden sich häufig in abgelegenen Schuppen. Ein Loch im Boden, da drüber ein Sitzbrett. Zum Abwischen werden Tücher genutzt, manchmal auch Blätter, Mais, Gras oder Zeitungspapier. Oder manch einer verwendet gar nichts, sondern zieht sich die lange Unterwäsche einfach wieder hoch. Ab 1857 bringt Joseph Gayetty „Medizinisches Papier“ auf den Markt, das in einzelnen Lagen genutzt werden kann. Erst 1890 kommt Toilettenpapier in Rollenform auf den Markt. Die Plumpsklos stinken und ziehen allerlei Fliegen an.



Das Zähneputzen ist für die Menschen im Frontierland wenig wichtig. Zahnbürsten sind ein Luxus und das Zähneputzen ist eine abgewürdigte Tugend reicher Menschen. Die meisten Leute verwenden Äste des Süßholzes, die zugleich einen Lakritzgeschmack haben. Viele Menschen haben schlechte, verfärbte, teils auch schwarze Zähne. Und wenn ein Zahn Probleme bereitet, wird er eben gezogen.



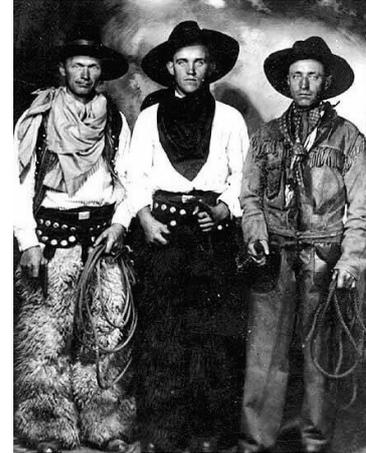
Duschen und Baden ist ebenfalls ein Luxus. Sauberes Wasser gibt es selten. Außerdem existiert das Gerücht, das häufiges Reinigen mit Wasser die Poren des Körpers anfällig für Krankheiten machen würde. Einige Gaststätten bieten ihren Gästen den Genuss einer Badewanne an. Das Wasser wird danach aber nicht entsorgt, sondern für den nächsten Gast genutzt. Wer zuerst ins Wasser steigt, zahlt mehr als die nächsten. Manche Frauen machen sich hingegen früh morgens auf, um sich in einem Gewässer zu waschen. Hier gibt es allerdings keine Privatsphäre und manch ein Gewässer ist verschmutzt von Industrieabfällen und Abfall.

Barbiere, die für Haarschnitte zuständig sind, werden häufig in Sachen Hygiene um Rat gefragt. Barbier gelten als Vorbilder von Gesundheit und Hygiene. Vor allem Frauen suchen Rat bei den Barbieren. Die Barbieren verkaufen Lotionen und Puder, die allerdings selten wirksam sind.

Das Leben der Cowboys

Auf einer Ranch werden Vieh und oder Pferde gezüchtet. Das Anwesen ist darum meist sehr groß. Der Stacheldraht wird erst 1873 eingeführt, bis dahin führen die sogenannten Cowboys die Rinder über die freien Weideflächen und auch über viele Kilometer weit zu den Verladebahnhöfen oder Schlachthöfen. Der Arbeitstag der Cowboys beträgt 10 Std., die fast nur im Sattel verbracht werden. Tagsüber werden die Herden getrieben und nachts bewacht. Die Cowboys essen und schlafen im Freien und tragen wochenlang die gleichen Klamotten.

Cowboys tragen grobe Wollhosen mit Ledereinlagen am Gesäß und Taschen für deren Hab und Gut. Ab 1873 tragen viele von ihnen auch die Jeans von Levi Strauss. Die Hosen gehen über die Hüften hinaus und werden mit Hosenträgern getragen. An den Hosen sind lederne Beinkleider angebracht, um sich vor Gestrüpp zu schützen. Über den Hemden wird eine Weste getragen, das Gilet. Die Cowboys, die am Ende der Herden reiten, nennt man Dragrides, die Halstücher tragen, um sich vor dem Staub zu schützen. Natürlich gehören auch das Pferd, der Cowboyhut und die Cowboystiefel mit Sporen zum Outfit. Die Stiefel laufen spitz zu, um sie schnell und leicht in die Zügel zu bekommen. Zur Ausrüstung gehören Sattel, Lasso, Essgeschirr, Besteck, Decke, Messer und eine Schusswaffe. Das Pferd wird vom Arbeitgeber gestellt, die übrige Ausrüstung bringt der Cowboy für seine Arbeit mit.



Bei den langen Rindertrails werden die Cowboys auch von einem Küchenwagen mit einem Koch begleitet und von einem Wrangler, der sich um die Ersatzpferde kümmert. Der Koch hilft auch bei Verletzungen, beim Schlachten, Nähen, Reparieren und ist gleichzeitig als Barbier tätig.

Zu den Herausforderungen des Cowboylebens gehörten Viehdiebe und Indianer, aber noch perfider sind die gesundheitlichen Herausforderungen. Der staubige Ritt und das Schlafen in den immer gleichen Klamotten und in den Stiefeln verursachen hartnäckige Pilzinfektionen. Auch auftretende Sandstürme sind besonders herausfordernd. Gegen den staubigen Geschmack und einen trockenen Mund, nutzen die Cowboys gerne Kautabak.



Cowboys können ganz unterschiedlicher Herkunft sein. Viele Cowboys sind Afroamerikaner oder spanisch-mexikanische Mestizen. Unter Cowboys spielt das nur wenig eine Rolle. Nach Wochen der getanen Arbeit kehren die Cowboys in die Städte ein, baden, waschen ihre Kleidung und verbringen ihre Zeit in Saloons oder Bordellen, bis sie zum nächsten Trail aufbrechen.

In den 1870ern, als die Weideflächen allmählich knapp werden, eskalieren die Probleme mit den Landbesitzern zu den Weidekriegen. Cowboys werden zunehmend bedrohlicher.

Vom Kaffeemachen in freier Natur

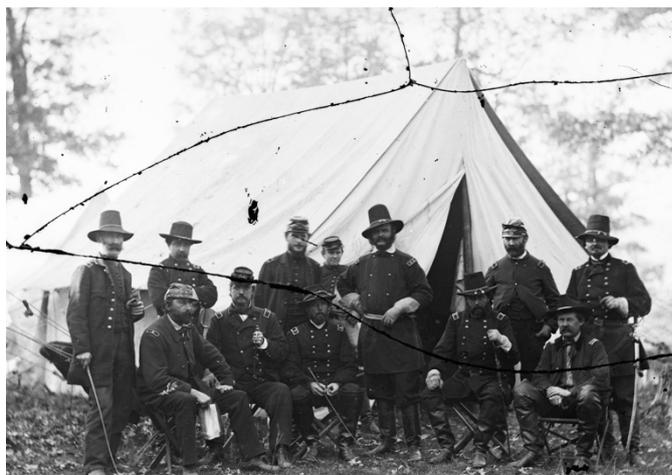
Der sogenannte „Cowboy-Kaffee“ ist die bekannteste Art in freier Natur seinen Kaffee zu machen. Man erhitzt Wasser in einem Topf über offenem Feuer und wenn das Wasser fast kocht, wird grob gemahlener Kaffee direkt ins Wasser gegeben. Das Gemisch wurde dann noch kurz geköchelt, wodurch der Kaffeesatz nach einigen Minuten auf den Boden sinkt. Vorsichtig gießt man den Kaffee dann in die Tassen und versucht dabei den Kaffeesatz im Topf zu belassen.

Die „Kaffeesocke“ ist ein improvisierter Trick, bei dem der gemahlene Kaffee in eine Socke oder in ein Stofftuch gefüllt wird und dieser dann im heißen Wasser zieht. Dadurch wird vermieden, dass zu viele Kaffeereste im Getränk landen.

Ein anderer Trick ist, Pferdehaare oder ein rohes Ei in den Kaffee zu geben. Dadurch wird der Kaffeesatz gebunden und sinkt schneller ab. Der Kaffee wird dadurch klarer. Das Ei dient dabei gleichzeitig als Verdickungsmittel und mildert den Geschmack etwas ab.

Soldaten

Bis in die 1840er ist die US-Army eine kleine, aber schlagkräftige Bodestreitkraft. Ihnen stehen häufig Milizen zur Seite, die sich schnell rekrutieren lassen, wenn es ihre Belange betrifft. Mit dem Mexikanisch-Amerikanischen Krieg und den Indianerkriegen stehen die Streitkräfte aufgrund der großen Entfernungen vor gewaltigen logistischen Herausforderungen. Die Streitkräfte müssen größer werden und eine Militärverwaltung ist erforderlich. Außerdem werden Militärforts an logistisch wichtigen Orten errichtet. Diese dienen auch zum Schutz von Handelsrouten und Siedlern. Im Amerikanischen Bürgerkrieg kommt die Eisenbahn dann zum Einsatz, die eine schnelle Truppen- und Materialbewegung möglich macht. Die Armee nutzt große mobile Artilleriewaffen und moderne Vorderladegewehre. Führende Offiziere machen sich durch gewonnene Schlachten einen Namen. Erstmals in der Geschichte wird die psychologische Kriegsführung eingesetzt. Die Soldaten werden geschult und durch Propaganda getrimmt, so dass sie auf dem Schlachtfeld bereit sind, ihr Leben zu geben und auch tödliche Schüsse abzugeben.



Das Heer wird inhaltlich aufgestellt in Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Auch eine Infanterie kann beritten sein. Sie nutzt die Pferde allerdings bloß als Transportmittel. Und neben der US-Army existiert zu Wasser noch die US-Navy.

Zur Befehlskette:

- Eine Truppe besteht aus 4 – 5 Soldaten und wird von einem Corporal geführt.
- Eine Gruppe besteht aus 8 – 12 Soldaten und wird von einem Staff Sergeant geführt.
- Ein Zug besteht aus 30 – 40 Soldaten und wird von einem Leutnant geführt.
 - Hier gibt es den 1st und den 2nd Leutnant.
- Eine Kompanie besteht aus 100 – 300 Soldaten und wird von einem Captain geführt.
- Ein Bataillon besteht aus 300 – 1.000 Soldaten und wird von einem Leutnant Colonel geführt.
- Eine Brigade besteht aus 3.300 – 3.900 Soldaten und wird von einem Colonel bzw. Brigade-General geführt.
- Eine Division besteht aus 15.000 – 20.000 Soldaten und wird von einem Major General geführt.
- Ein Korps besteht aus mind. 30.000 Soldaten und wird von einem Leutnant General geführt.
- Die Armee, bestehend aus 2 – 5 Korps, wird von einem General geführt.

Die Coloured Regiments

Ein Coloured Regiment besteht aus schwarzen Soldaten. Weil die Schwarzen häufig gelockte Haare haben, haben die Indianer der Great Plains den Begriff „Buffalo Soldier“ geprägt, da sie die Haare an die Mähne der Bisons erinnern. Im Amerikanischen Bürgerkrieg setzt die Union die Coloured Regiments ein.

Schwarze Soldaten gelangen nicht in führende Offiziersränge und werden somit von weißen Offizieren geführt. Den Buffalo Soldiers sagt man eine Tüchtigkeit im Kampf nach, weil diese sich unter den Weißen beweisen und gegen die rassistischen Anfeindungen durchsetzen wollen.

Nach dem Bürgerkrieg sind besonders das 9. und 10. Kavallerieregiment bekannt, die 1867 in Fort Davis in Texas stationiert sind. Das Regiment besteht aus über 800 Männern in Trupps zu je 70 Personen.



Milizen im Amerikanischen Bürgerkrieg



Im Amerikanischen Bürgerkrieg tun sich zwei besondere Guerilla-Gruppierungen hervor, nämlich die Bushwhackers, die auf der Seite der Konföderierten kämpfen und die Jayhawkers bei den Unionsstaaten. Sie sind als reguläre Truppen, vor allem in den Grenzgebieten aktiv.

Der Krieg führt auf beiden Seiten zu Gräueltaten. Es wird getötet, exekutiert, gefoltert und vergewaltigt, Häuser werden verbrannt, Anwesen geplündert und in wenigen Fällen sogar ganze Städte niedergebrannt. Traumatisiert vom Krieg und weil manche junge Menschen nichts anderes gewohnt sind, werden einige dieser Krieger zu Räubern und Revolverhelden, so z. B. Frank und Jesse James.

Bushwhackers: Sie unterstehen selten einem militärischen Kommando. Es sind Banden, manchmal über hundert Mann, die geplant und organisiert Überfälle, Hinterhalte und Attentate durchführen. Die Gruppen bestehen überwiegend aus jungen Männern, die sich für die Sklaverei einsetzen. In Missouri treten die Guerilla-Einheiten am stärksten auf. 1863 verüben die Bushwhackers als Racheakt das Massaker von Lawrence.

Jayhawkers: Der Begriff stammt von den Vogelnamen Jay (Häher) und Hawk (Habicht). Die Jayhawkers waren nicht immer unionstreu. Vor dem Krieg sind es Gruppen, die sich sowohl für, als auch gegen die Sklaverei aussprechen. Die Fürsprecher rebellieren vor dem Bürgerkrieg für Freistaaten. Erst durch den Bürgerkrieg schließen sich die Jayhawkers zusammen, gegen die Sklaverei-Befürworter und gegen die Südstaaten, vor allem auch, um sich gegen die Bushwhackers zu formieren. Die Guerillaeinheiten kämpfen vorwiegend in Kansas. An der Grenze sind viele von ihnen auch einfache Gesetzlose, die Farmen überfallen und berauben. 1861 plündern und brandschatzen Jayhawkers die Stadt Osceola in Missouri und exekutieren dabei die männlichen Bewohner.

Der Alltag in einem Fort

Der Alltag besteht aus täglich zwei Stunden Drill, sowie aus Arbeiten wie Holzhacken, Reinigen oder Kochen. Der morgendliche Appell ruft die Soldaten aus den Feldbetten. Die Soldaten wohnen in Mannschaftsbaracken. In der Freizeit spielen viele Soldaten Baseball. Mit dieser Sportart treten auch Mannschaften verschiedener Forts gegeneinander an.

Zur Wasserversorgung gibt es meistens entfernte Quellen, die auch als Badestellen genutzt werden. In der Nähe eines Forts können Gemüsegärten angelegt werden und Heu für die Pferde gerodet. Der Nachschub für die Garnison wird durch Wagenzüge angeliefert.

Die Offiziere wohnen in besseren Häusern. General Custer besitzt sogar im Fort Abraham Lincoln (Dakota) ein luxuriöses Haus mit zehn Zimmern und acht Toiletten. Auch das Essen der Offiziere ist besser als jenes der Mannschaft. Sie dürfen auch ihre Familie im Fort einquartieren. Custer erlaubt seinen Zivilpersonen Geschäfte zu betreiben, wie einen Coiffeursalon oder ein Fotostudio.

Die Städte im Frontierland

Tombstone (Arizona), 1878



Wie sich eine Stadt gründet

Dass sich eine Stadt gründet, kann unterschiedliche Gründe haben: Eine Farm oder eine Ranch wurde wirtschaftlich erfolgreich und die Angestellte lassen sich dort nieder; in einem Holzabbaugebiet wurde ein Sägewerk mit Wassermühle errichtet und daneben siedeln sich Bewohner an; ein Bergwerk wird erschlossen und es gründet sich daneben eine Siedlung; an einem Gebirgspass oder an einem Flussübergang entsteht ein Handelsort; eine Zeltstadt, die dem Bau der Eisenbahn folgte, wird an einem Ort sesshaft; an einem Ort wird Gold gefunden.



Nun entstehen die ersten Gebäude, die wirtschaftlichen Einfluss haben: Dies kann eine Ranch oder eine Farm sein, ein Saloon, ein Market (Lebensmittelgeschäft), eine Hufschmiede, eine Pferdestallung, ein Boot-Hill. Das ist ein Ort, an dem Verstorbene provisorisch begraben werden. Daneben richten sich die Bewohner erst in Zelten, dann in improvisierten Gebäuden und schließlich in eigenen Häusern ein. Anfangs hat so ein Ort nur wenige Einwohner, weit unter 100. Und sofern der Ort noch keinem Council angehört, existieren dort noch keine Gesetze oder die Einwohner verfassen in einem Bürgerrat ihre eigenen Gesetze.

Ein Ort wird dadurch attraktiv, indem er Saloons oder auch Bordelle anbietet. Vor allem aber ist es so einem Ort wichtig, eine Poststation zu erhalten.

Denn erst das macht einen Ort offiziell. Irgendeiner der Bürger wird also ein Post-Office gründen. Und natürlich muss es dafür auch ein Postkutschen-Unternehmen geben, der diesen Ort anfährt. Hierfür könnte im Ort auch ein eigenes Postkutschen-Unternehmen entstehen. Besonders wirtschaftlich attraktiv wird ein Ort dadurch, wenn eine Eisenbahn-Route an dem Ort vorbeikommt und dort ein Bahnhof entsteht. Viele Orte hoffen auf so eine Situation. Das hängt allerdings von politischem Einfluss und Geld ab. Oft haben sich Kommunen dabei verspekuliert und die Bahnlinie erhielt eine andere Strecke oder der Ort war zu unbedeutend, um dort einen Bahnhof zu errichten. Der Ort braucht etwas Besonderes, damit dort ein Bahnhof entstehen kann. Ein Bergwerk, ein großer Goldfund oder ein wichtiger Handelsposten wären dafür nötig. Besonders attraktiv wäre auch die politische Entscheidung einen Verladebahnhof zum Rindertransport zu errichten. Das führt nicht nur Reisende in die Stadt, sondern auch Cowboys. Außerdem bringt der Rinderhandel ein Vermögen ein.

Wenn eine Kommune allmählich floriert, kommen neue Siedler und es entstehen neue Gewerbe. Ein Arzt lässt sich nieder, ein Zeitungsverlag wird gegründet, ein Bestatter ist nötig, ein Friedhof (Cemetery) wird errichtet, Handwerker und Verkäufer lassen sich nieder, es entsteht eine Bank, ein Rathaus, ein Sheriff-Office, ein Gefängnis, Barbieri, Viehställe, Restaurants, Produktionsfirmen, vielleicht sogar ein Theater oder später auch die Anbindung an einer Telegraphenlinie. Und auch ganz wichtig: Eine Kirche. In dieser Phase kann ein Ort weit über 100 Bewohner anwachsen, auch bis zu 1.000 oder mehr.

Beim Aufbau einer Kommune kann es zu unterschiedlichen Problemen kommen: Eine kleine Kommune kann von Indianern überfallen werden oder von Banditen ausgeraubt werden, es können Brände oder Krankheiten ausbrechen. Interne Familien-Fehden oder die Interessen einiger politisch mächtiger Persönlichkeiten können Probleme bereiten. Wenn eine Kommune größer wird, wird sich der Bundesstaat oder das Territorium für den Ort interessieren. Der Ort soll sich einem County einfügen. Damit muss die Kommune auch die Gesetze des Countys annehmen. Eine offizielle Rechtsprechung muss installiert werden. Der Ort braucht einen offiziellen Bürgermeister, einen Town-Marshall und einen Stadtrat, deren Mitglieder verschiedene Ämter annehmen müssen. Und natürlich müssen Steuern eingenommen werden.



Offizielle Städte haben dafür aber auch besondere Rechte und ermöglichen auch, dass politische Interessen durchgesetzt werden können, z. B. den Bau eines Bahnhofs. Solche Städte locken auch zunehmend Menschen an, auch Spieler, Reisende und Revolverhelden.

- Für den Aufbau einer Kommune gibt es ein Planspiel, mit dem die Spieler zwischen den Abenteuern den Aufschwung ihrer Kommune betreiben können.



Saloons und Bordelle

Die Saloons sind die Anziehungspunkte in einer Stadt. Es gibt sie in unterschiedlichen Ausprägungen: Als einfache Kneipe, als Spielsaloon, als Bordell und mit oder ohne Übernachtung, also wie ein Motel.

Die Saloons locken die Spieler, Glücksritter, Cowboys und Trinker herbei. Betritt man einen Saloon, trifft man auf unterschiedliche Gruppen rauer und betrunkenen Männer, die sich vergnügt ihren Spielen widmen, Whisky trinken, Zigarre rauchen, sich von einer Hure abschleppen lassen und im Hintergrund spielt ein Klavierspieler für günstige Gage. Schwingtüren gibt es bei Saloons übrigens selten. Die gehobenen Saloons nutzen sie gelegentlich als zweite Innentür oder als Verbindungstüren zu den hinteren Räumen.

Neben den Tischen befinden sich Spucknapfe, in denen auch der verbrauchte Kautabak reingerotzt wird. In dieser Zeit ist es üblich, überall hin zu spucken. Dass auch Spucke Keime verbreiten kann, weiß zu dieser Zeit keiner. Die Böden vieler Saloons werden mit Sägespäne bedeckt, um die Spucke aufzusaugen. Ein idealer Nährboden für Keime, vor allem für Lungenentzündung und Tuberkulose. An manchen Orten ist das Spucken aber auch unter Geldstrafe verboten.

Hinter der Theke steht der Barkeeper. Gelegentlich ist das auch der Besitzer des Hauses. Hier wird Alkohol ausgeschenkt und manch eine Information geht über den Thresen. Auf den Theken liegen Handtücher aus, mit denen sich die Männer ihre Bärte abwischen können. Es spielt keine Rolle, wer diese Tücher schon genutzt hatte. Dass diese Tücher auch eine Brutstätte für Krankheitserreger sind, weiß auch kaum jemand.

Die billigen Saloons schenken „Rotgut“ aus, einem Gebräu aus verschiedenen restlichen Spirituosen. Ansonsten trinkt man Bier, selbstgebrauten Schnaps, Kaktus-Wein, Tequila und vor allem Whisky. Der Whisky ist besonders beliebt, auch scheinbar nützlich gegen Krankheit und Kummer.



In den Spielsaloons zocken die Spieler Faro und Five-Draw-Poker. Gespielt wird meistens mit Spielchips, die man im Tausch gegen Geld vom Saloonbetreiber erhält. Oft spielen die Männer bis spät in die Nacht. Ein Zeitvertreib, um die Strapazen des Tages zu vergessen. Auch dabei wird viel getrunken. Manch ein Saloonbesitzer wird dadurch zu einem reichen Mann. In den späteren Jahren der Frontierzeit, wenn eine Stadt zivilisierter geworden ist, wird in einigen solcher Städte das Glücksspielen und der Alkoholkonsum verboten. Das Mitführen von Waffen wird in Saloons unterschiedlich gehandhabt. In einigen wenigen Saloons müssen die Waffen abgegeben werden. In anderen Saloons schaut der Town-Marshall immer mal wieder nach dem Rechten.

Wer sich in einem Gasthaus zu Bette legt, schläft in einem Bett ohne Bettgestell und gefüllter Bettwäsche aus Stroh und Heu, in denen auch Wanzen, Läuse und Krätzmilben nächtigen. Aber das ist alle Male besser, als auf dem harten Boden zu schlafen.

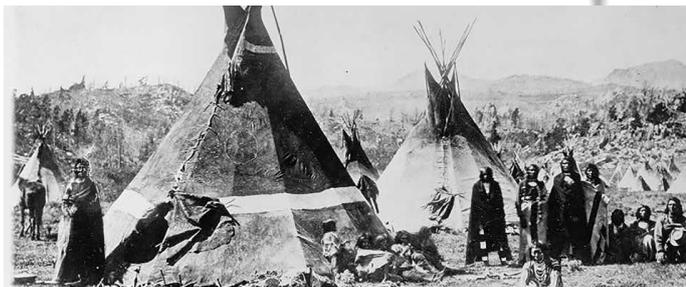
In vielen Städten gibt es Bordelle, in denen sich Frauen prostituieren. Manche dieser Bordelle werden als Tanzhallen geführt, in denen Alkohol und Musik die Männer herbeilocken. Die Frauen sind edel angezogen, geschminkt oder zumindest sauber und parfümiert. Aber Vorsicht! Viele der Frauen verbreiten Geschlechtskrankheiten, die ihnen von den unterschiedlichsten Männern mitgebracht wurden.

Es gibt in der Frontierzeit einige Frauen, die sich als geschäftsfähige Personen entpuppt haben und ihr eigenes Bordell führen. Um sich den brutalen Zugriffen von Männern zu wehren, stellen sie dann männliche Aufpasser ein. In den meisten Fällen ist aber der Saloonbesitzer der Zuhälter der Frauen. In regelmäßigen Abständen lässt er den örtlichen Arzt kommen, der die Frauen untersucht und ihnen Mittel gegen Krankheiten oder zur Abtreibung verabreicht.



Das Leben der Indianer

Das Leben der Indianer ist überaus vielfältig. Die Indianer an der Westküste leben in Langhäusern, die Pueblo im Süden bewohnen mehrstöckige Felsenwohnungen, viele Indianerstämme leben in Wickiups, – das sind kuppelförmige Behausungen aus Ästen und Grasmatten – und die Stämme der Prärie und der Plains nutzen Tipis. Tipi bedeutet „Platz zum Wohnen“. Es handelt sich um große Zelte, die von Holzstämmen gehalten werden und mit Tierhäuten ummantelt sind. Ein Tipi hat ein Durchmesser von 5 Metern. Eine ganze Familie kommt in einem Tipi unter. Die Tür steht allen offen. Tipis lassen sich auf- und abbauen und sind ideal für das Leben der halbnomadischen Indianer, die im Winter an den Bergrändern leben und im Spätfrühling zur Jagd ins Tal ziehen.



Es existieren viele Hundert Indianerstämme, die auch unterschiedliche Sprachen sprechen. Die Indianer in den Plains beherrschen allerdings eine Zeichensprache, mit der sie sich untereinander verständigen können.

Der Stamm stellt ein Indianervolk dar. In ihren Sprachen heißen die meisten dieser Stämme einfach „Volk“. Sie werden von den anderen Stämmen unterschiedlich benannt, manchmal auch einfach als „anderes Volk“ oder „Volk von ...“. Die Stämme tragen diese Bezeichnungen mit sich und werden schließlich von den Europaamerikanern namentlich beschrieben. Die Stämme gliedern sich häufig in Unterstämme, in zusammengehörigen Familien, die sich wiederum in lokalen Gruppen (Bands) gliedern. Jede Band hat einen Häuptling, der für die politischen Belange seiner Gruppe zuständig ist. Aber er regiert nicht wie ein Autokrat, sondern wird von einem Rat begleitet, das gemeinsam die Entscheidungen trifft. Neben dem Häuptling spielen die Medizinmänner eine bedeutende Rolle, die für die Gesundheit und für die spirituellen Anliegen wichtig sind. Herausragend unter den Medizinmännern ist der Schamane, der in vielen Gruppen existiert. Er ist verantwortlich für die kulturellen Belange. Die Stämme können auch einen herausragenden Schamanen haben, der als Prophet dient. Ebenso können die Stämme Kriegshäuptlinge benennen, die für die Jagd und den Krieg verantwortlich sind.

Die indianische Kultur ist mit dem Leben in und mit der Natur eng und auch spirituell verbunden. Viele Indianerstämme verehren die Natur wie eine Gottheit, die das Leben und die Ernährung garantiert. Viele Stämme glauben darüber hinaus an eine übernatürliche Kraft, die in allen Dingen in dieser Welt steckt (Animismus). Diese Kraft wird von einigen Stämmen Manitu genannt, andere nennen sie Wakonda oder Yasastine oder Maxpe. Sie ist die geheimnisvolle Kraft, die hinter allem steckt.

Diese spirituelle Haltung spielt auch bei der Jagd eine Rolle. Wird ein mächtiges Tier erlegt, wie z. B. ein Bison, ein Bär oder ein Puma, wird der Geist des verstorbenen Tieres geehrt, indem Teile seines Körpers getragen werden. Auch der Adler wird als ein besonderes Tier verstanden.

Die meisten Indianer versuchen mit der übernatürlichen Kraft in Einklang zu leben. Darum begeben sich junge Indianer auf eine Visionssuche. Sie werden über viele Monate dafür von einem Schamanen angeleitet. Schließlich muss sich der junge Indianer alleine in der Natur oder auch in einer Schwitzhütte zurückziehen, um dort die Vision für sein Leben zu erlangen. Dabei kann es auch zu einem Ritual gehören, ein Tier zu erblicken oder zu erlegen. Nach der erfolgreichen Visionssuche wird der junge Indianer, meist mit einem neuen Namen, im Kreise seiner Band rituell gefeiert. Das Ritual stellt den Abschluss der Visionssuche dar.

Auch bei Entscheidungen, die von der Gruppe oder einem Stamm getroffen werden müssen, werden Rituale geführt, die von Schamanen durchgeführt werden. Dabei kann es darum gehen, um Regen zu bitten, Krankheiten zu vertreiben, die Jagd vorzubereiten oder auch um sich für oder gegen einen Krieg zu entscheiden.

Nach einer erfolgreichen Jagd werden die erlegten Tiere komplett genutzt. Das Fleisch dient zur Versorgung, die Haut oder das Fell für Tipis, Trommeln, als Bekleidung, aus den Sehnen werden Bögen gemacht, die Knochen werden zu Werkzeugen verarbeitet usw.

Innerhalb der Familiengruppe hat jede und jeder seinen Platz. Dabei ist das Rollenbild zwischen den Geschlechtern häufig klar: Die jungen Männer gehen auf Jagd, die Frauen kümmern sich um die Zelte, um die Verwertung der Nahrung, sie stellen die Gebrauchsdinge für Haus und Hof her und instand und die Alten dienen als verehrte Lehrer. Auch wenn bei vielen Stämmen die Frauen keine Ränge haben, so spielen sie im familiären Leben eine wichtige Rolle. Die meisten Stämme sind matrilinear veranlagt. Das bedeutet, dass der verheiratete Mann sich der Stammesgruppe seiner Frau unterordnet und zu dieser Gruppe ziehen muss.

Indianer können im Laufe ihres Lebens verschiedene Namen erhalten. Schließlich behalten sie aber den Namen, mit dem sie bekannt geworden sind. Die Namen orientieren sich an Natur und Gegebenheiten. So treten sie mit Namen auf wie „Rote Sonne“, „Ledernacken“, „Der im Rauch sitzt“.

Indianer legen nicht viel Wert auf Besitz. Es gibt zwar Stämme, in denen jeder einen persönlichen Grundbesitz hat, eben Kleidung, Schmuck, Handwerkszeug und Waffen, aber es gibt auch Stämme, die sich an bestimmten Tagen von all ihrem Besitz wieder trennen und diesen rituell verbrennen. Alle Indianer haben allerdings gemeinsam, dass sie keinen Grundbesitz kennen. Die Vorstellung, dass man Land erwerben könne, ist für sie undenkbar. Grund und Boden gehört allen, ebenso die Fisch- und Jagdgründe und auch die Wasserstellen.



Dennoch kommt es auch zwischen den Stammesvölkern zu Gebietsrivalitäten, die sich in schwere Kämpfe entwickeln können. Stämme bilden Allianzen und greifen andere Völker an. Sie verschleppen die Frauen und massakrieren die jungen Männer. In den meisten Fällen sind die indianischen Völker jedoch friedlich und gastfreundlich und stehen einem Handel offen gegenüber.

In der Zeit des Kolonialismus hat der weiße Mann immer wieder Handel mit Indianervölkern betrieben. Dabei ging es vorrangig um Pelze. Im Gegenzug erhielten die Indianer Gebrauchsgegenstände, aber auch Alkohol und Waffen. Mit diesen Feuerwaffen veränderten sich die Machtverhältnisse zwischen den indianischen Stämmen. Es entstanden neue Allianzen und neue Feindschaften und die Weißen nutzten diese Umstände, um feste Handelspartner zu gewinnen.

Auch unterstützten Indianerstämme die Weißen in ihren Kriegen, wenn sich auf der Gegenseite feindliche Indianerstämme beteiligten.

Die Weißen besiedelten zunehmend den Osten der USA. Nach den Briten besetzten die europastämmigen Amerikaner das Land und gründeten die USA. Die Indianer, die dort lebten, wurden assimiliert und mussten sich in die weiße Zivilisation einfügen. 1820 bestimmte bestimmte die US-Regierung fünf Indianerstämme als „zivilisiert“. Das waren die Cherokee, Chickasaw, Choctaw, Muskogee und die Seminolen. Sie alle waren im Osten Amerikas beheimatet. 1830 beschloss die US-Regierung dann das „Indian Removal Act“, mit dem die Indianer in Reservate im Westen umgesiedelt werden sollten. Dies stigmatisierte die Indianer gesellschaftlich als „Wilde“. Bei der Zwangsumsiedlung, die zwischen 1831 und 1850 stattfand, kamen Tausende von Indianern ums Leben. Sie wird als „Pfad der Tränen“ bezeichnet. In den Folgejahren sollen auch die Indianerstämme im Westen der USA in Reservate zwangsumgesiedelt werden.

Die Reservate versprechen den Indianern geschützte Lebensräume. Aber die Realität sieht anders aus. Viele unterschiedliche Indianerstämme sollen auf engem Raum zusammenleben. Die Jagdgebiete sind schon bald erschöpft und die versprochenen Lebensmittellieferungen der USA bleiben häufig aus. Die Reservate erhalten Forts, in denen die US-Armee untergebracht ist. Ebenso werden die Reservate von weißen Kommissaren geführt, die für die Anliegen der Indianer eintreten sollen, die in Wirklichkeit aber die Indianer unterdrücken. Um die Indianer ruhig zu halten, benennen manche Kommissare auch bestimmte Indianer zu Häuptlingen, ohne dass diese von den Stämmen gewählt wurden.

Das zunehmend brutale Auftreten der weißen Siedler und der Bau der Eisenbahn, führen zu gewaltsamen Konflikten. Besonders konfliktreich wird es Ende der 1850er, als die Weißen vermehrt in die Gebiete eindringen, um nach Gold zu suchen und Siedlungen errichten. Besonders schlimm wird das für die Indianer in den 1850ern in Kalifornien, als auf Indianerskalps ein Kopfgeld ausgesetzt wird. Viele Indianerstämme schließen sich zusammen, um gemeinsam gegen den „Weißen Mann“ vorzugehen. Nach dem Sezessionskrieg (1865) nehmen die Indianerkriege weiter zu. Die kriegsbereiten Indianer sind zunächst häufig siegreich. Ihr größter Sieg gegen das US-Militär findet 1876 in der Schlacht am Little Bighorn statt. Das US-Militär ist allerdings technologisch durch ihre Schusswaffen und Kanonen überlegen und allmählich wendete sich das Blatt zugunsten des US-Militärs. 1890 findet das finale Massaker am Wounded Knee statt, bei dem die US-Regierung viele indianische Zivilisten abschlachtet. Mit dem Ende der Indianerkriege endet auch die Frontierzeit des Wilden Westens.